



Jasmine Heijer

**Die Weichheit des Hühnchens
ist unendlich**

Autobiografie

AAVAA
VERLAG

Jasmin Heuer

Die Weichheit des Hühnchens ist unendlich

Autobiografie

Leseprobe

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Jasmin Heuer,

bearbeitet von dm.units Digitale Mediengestaltung

Autorenfoto: Piya Henrici

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2362-8

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2363-5

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2364-2

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2365-9

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Für Frank, Amélie, Lou und Ella

Pferde haben vier Beine,
damit sie ihr großes Herz tragen können.

Autor unbekannt

Inhaltsverzeichnis

Teil 1

Halte an deinen Träumen fest!

Mine oder wie?

Schneewittchen und die wilden Pferde

Zwei Papas

Sheila, mein Wald- und Wiesenpferd

Zahlen, meine Feinde

Teil 2

Der Richtige

Prolog

Himmelblaue Wände

Die Beachparty

Oh mein Gott, er ist da!

Der achtzehnte Geburtstag

Deckel auf Topf

Das verflixte siebte Jahr Der Heiratsantrag

Teil 3 Neue berufliche Herausforderungen

Auf einem guten Weg
Mit Kind und Buggy bei den Pferden
Sie sind unglücklich!
Horsemanship
Grundstück mit Hindernissen
Die Wohlfühlranch
Kindergeburtstage
Die Weichheit des Hühnchens ist unendlich
Augenleuchten
Ein großes dunkles Loch
Whispy
Bärenkräfte
Frida Almut Bommel
Eine glückliche Mama ist eine gute Mama!

Epilog: Der Epilog gilt meinem Hahn! Literatur- und Quellenverzeichnis

Teil 1

Halte an deinen Träumen fest!

Mine oder wie?

Die Idee, mich Jasmin zu nennen, stammt von meinem leiblichen Vater. Er ist gebürtiger Serbe und fand den Namen international. Ich weiß nicht, ob er dachte, ich würde beruflich einmal eine universale Karriere anstreben, oder ob er fand, der Name würde sowohl in Deutschland als auch in seiner Heimat verstanden. Weich ausgesprochen, klingt er schön. Das zumindest behauptete meine Urgroßmutter und mahnte: „Nennt sie nie Mine!“

Meine Mutter rief mich oft so: „Mine!“, dann war die Welt für sie in Ordnung. Rief sie dagegen „Jas-min!“ hatte ich meistens etwas angestellt.

Ob der Vorname sich auf den Charakter eines Menschen auswirkt, sei dahingestellt, aber in zahlreichen Studien wird behauptet, dass der Name mit dem Erfolg im späteren Leben zu tun hat. Ich trage einen Pflanzennamen ...! Soll ich weiter darauf eingehen oder lieber das Thema wechseln?

Gut. Themenwechsel. Kommen wir zu meiner Mutter. Sie ist das, was Außenstehende eine kultivierte, intelligente Person nennen würden. Eine Frau mit messerscharfem Verstand, die logisch-mathematisch denken kann und die Beiträge der Lebensmittel im Supermarkt schneller im Kopf zusammenrechnet, als die Kassiererin in der Lage ist, in eine analoge Kasse einzutippen.

Meine Mutter, beruflich stark eingespannt, hatte wenig Zeit, deshalb brachte

mich morgens mein Vater in den Kindergarten. Nachmittags wurde ich von meiner Tagesmutter abgeholt. Ein großes Glück, denn so lernte ich unterschiedliche Menschen kennen, die mich positiv prägten und es gut mit mir meinten. Zum Beispiel meine Kindergärtnerin, eine resolute, stets sonnengebräunte Frau mit fröhlichem Lockenkopf. Alle Kinder mussten nach dem Mittagessen schlafen, nur ich durfte wach bleiben, weil ich – laut Aussage meiner Mutter – sonst in der Nacht putzmunter gewesen wäre.

Frau Rosa hatte damit kein Problem und ging mit mir mittags oft los, um wild streunende Katzen zu füttern. Sie sagte zu ihren Kolleginnen: „Die Mine kann ich mitnehmen, die setzt sich ruhig hin und guckt zu.“

Ich weiß nicht, woher Frau Rosa das Versteck der Katzen kannte, es war Winter und wegen der dichten Schneedecke konnte die Katzenmutter für ihre Jungen keine Mäuse fangen, und mit Jungvögeln, Insekten und kleinen Säugetieren, die ganz oben auf dem Speiseplan standen, sah es auch nicht gerade rosig aus. Wir brachten Dosenfahrung oder Fleischreste aus der Kindergartenküche mit und freuten uns, wenn die kleinen Kätzchen die willkommene Nahrung begierig verschlangen.

Frau Wolle, meine Tagesmutter, war eine weitere wichtige Person in meinem Leben. Sie holte mich nach dem Kindergarten mit dem Auto ab, in dem bereits mehrere ihrer Zöglinge saßen und mich lautstark begrüßten. Sie war ein häuslicher Typ, selbst Mutter von drei fast er-

wachsenen Kindern, handwerklich geschickt und was Garten, Haushalt und Haustiere betraf, topfit. Von ihr lernte ich, Regale zusammenzuschrauben, Rhabarber- und Johannisbeermarmelade einzukochen und mit Katzen und Hunden richtig umzugehen. Sie förderte meine Tierliebe und hatte auch nichts gegen die Schlangenzucht ihrer großen Tochter einzuwenden, die bereits in einer eigenen Wohnung lebte. An Marlene, einem ganz besonderen und sehr lieben Menschen, klebte ich förmlich, wenn sie zu Besuch kam. Eine große, kräftige Frau, die sich später unsterblich in einen kleinen, dünnen Mann verliebte, sich um keine Konventionen scherte und einfach ihr Ding durchzog. Dass sie Schlangen hielt, fand ich spannend. Sie erklärte mir, dass der Pflegeaufwand bei Schlangen nicht allzu

schlimm, die Fütterung jedoch ziemlich knifflig sei. Schließlich seien Reptilien Fleischfresser und Raubtiere. Wohl oder übel müssten ihnen alle ein- bis zwei Wochen – Riesenschlangen alle drei bis vier Wochen – Nagetiere, Wassernattern oder Fische *serviert* werden. Dass bestimmte Tiere als Beute herhalten müssen, damit andere überleben können, beschäftigte mich eine Weile. Doch ich kannte das ja schon von den streunenden Katzen und schließlich nahm ich es so hin.

Frau Wolle übernahm zwei Schlangen ihrer Tochter: ungiftige Kornnattern aus Nordamerika, mit einer Körperlänge zwischen einem Meter zwanzig und einem Meter fünfzig. Für mich waren es total liebe Tiere und ich freute mich darauf, sie anzufassen. Sie fühlten sich angenehm kühl an und überhaupt nicht

glitschig, wie ich zunächst befürchtet hatte.

Wenn wir Kinder unser Mittagessen brav aufgegessen hatten, durften wir die Nattern vorsichtig aus dem Terrarium holen. Es machte uns Freude, sie mit einer Flöte zu beschwören, zumindest versuchten wir das. Oder ich steckte mir eine Schlange in den Ausschnitt des Pullis, ganz behutsam natürlich, um sie durch einen der Ärmel wieder herauszulassen. Nicht einfach, denn bei vermeintlicher Gefahr stellen sie ihre Schuppen auf und das hemmte das Fortkommen an dem weichen Wollstoff.

Ich mochte meine Tagesmutter, die in einem Haus mit herrlichem Grundstück am Waldrand wohnte, und in ihrer Art vielseitig, herzlich und gelassen war. Nur, was geschah mit ihr um siebzehn

Uhr? Eine Viertelstunde, bevor ihr Mann das Haus betrat, wurde sie eine andere. Ein Blick auf die Uhr, ein besorgter Gesichtsausdruck, und schon folgte ihre Aufforderung an mich – die anderen Kinder waren meist schon von einem Elternteil abgeholt worden –, alle Spielsachen sofort in der großen Schublade zu verstauen. Danach staubsaugte sie wie verrückt und räumte die letzten herumliegenden Sachen auf. Spätestens als das Herumdrehen des Schlüssels in der Haustür zu vernehmen war, musste ich im Kinderzimmer der jüngsten Tochter verschwinden. Manchmal lauschte ich an der spaltbreit offenen Tür. Ich hörte dann die Stimme von Herrn Wolle, laut und mürrisch, und Frau Wolle sprach mit ihm in einem Tonfall, den ich so nicht von ihr kannte. Manchmal stritten die beiden,

aber das war ich ja von meinen Eltern gewohnt. Dann kam schon mal eines von Frau Wolles großen Kindern zu mir, drückte mich fest und sagte: „Mine, es ist nicht wegen dir!“

Schön war, wenn ich gemeinsam mit Frau Wolle, die sich in der Pfarrei engagierte, die Pfarrbriefe austragen durfte. Das geschah per Fahrrad, ich hinten drauf, oder wir liefen gemeinsam mit ihrem Hund. In den Mehrfamilienhäusern warfen wir die Umschläge in die Briefkästen der Wohnungstüren ein. Frau Wolle hielt – klack – die Metallklappe auf, und ich warf den Brief durch den Schlitz, nicht ohne vorher durch die Öffnung in die fremde Wohnung zu gucken. Ein erneutes Klack, und wir gingen zur nächsten Tür.

Ich mochte Tiere und ganz besonders Pferde. Ich weiß nicht, wie es dazu kam. Vielleicht durch entsprechende Bücher, deren Bilder ich mir gerne ansah, möglicherweise, um einen starken Freund zu haben, dem ich alles anvertrauen konnte, vielleicht aber auch, weil ich mit Pferden und Reiten unterschwellig Freiheit verband. Ich wollte schon als Kind immer nur *frei* sein und hatte stets eine gepackte Reisetasche im Schrank, für alle Fälle.

Eines Tages sprach ich mit meinen Eltern über meinen Wunsch. „Ein Pferd, ach so“, sagte meine Mutter. „Wenn du eins möchtest, musst du dir eins kaufen.“ Ich ging mittlerweile zur Schule, und auch wenn Zahlen für mich chinesischen Schriftzeichen glichen, wusste ich, dass ein Pferd teuer war. Der Satz meiner Mutter bedeutete demnach: *Verdiene Geld*,

spare es, und wenn du genug beisammen hast, bekommst du dafür ein Pferd.

Die Steuerkanzlei meiner Mutter befand sich neben einer Bankfiliale, in der sie für mich ein Konto eingerichtet hatte. Ab sofort begann ich, jeden noch so kleinen Betrag, den ich mir verdient hatte oder den ich geschenkt bekam, auf mein Sparbuch einzuzahlen. Es gab Tage, da ging ich mehrmals täglich zur Bank und freute mich wie eine kleine Schneekönigin, wenn sich die Zahlen auf dem Papier zu meinen Gunsten veränderten.

Ab der dritten Klasse wurde ich Unternehmerin. Ich verkaufte Kirschblüten, die ich von einem unserer Kirschbäume pflückte, in Seidenpapier einschlug und als Sträuße vor dem Supermarkt anbot. Bücher, die meine belesene Mutter ausgelesen hatte, umwickelte ich mit farbigem

Band, steckte ein buntes Tütchen als Lesezeichen hinein und verkaufte sie ebenfalls. Selbst wenn ich meine Mutter in der Steuerkanzlei besuchte, dachte ich ans Geschäft. Ich kochte für die wartenden Klienten Kaffee, servierte ihn mit hübschen Servietten und nahm dafür einen geringen Betrag. Eines Tages sagte ein Mandant zu meiner Mutter: „Den Kaffee, den Ihre kleine Tochter immer kocht, schmeckt wirklich gut.“ Meine Mutter, die ahnte, dass ich das nicht umsonst tat, schimpfte später mit mir: „Ich kaufe Kaffee und du nimmst Geld dafür. Tu das nie wieder!“

Da mir dieser Geschäftszweig verloren gegangen war, bastelte ich Visitenkarten, ähnlich denen meiner Mutter. Ich nahm einen DIN-A4-Bogen, schrieb mehrmals meinen Namen mit Telefonnummer da-

rauf und vervielfältigte ihn. Mit den ausgeschnittenen Kärtchen zog ich durch das Mehrfamilienhaus, in dem meine Mutter ihr Büro hatte, ansonsten aber ganz normale Familien wohnten, etwa zwölf Parteien. Ich klingelte, und wenn geöffnet wurde, stellte ich mich vor und sagte: „Wollen Sie nicht einmal die Woche von mir Ihr Auto gewaschen haben? Bitte, hier ist meine Visitenkarte!“

Kaum jemand lehnte mein Angebot ab. Um dem guten Ruf, der mir vorausseilte, gerecht zu werden, erschien ich in zünftiger Montur: Gummistiefeln, Latzhose und einer karierten Bluse meiner Mutter. Oder ich trug einen grauen Kittel, den ich in der Garage gefunden hatte.

Als meine Mutter mitbekam, wie viel ich in einem Monat eingenommen hatte, konnte sie es nicht fassen: „Mine“, sagte

sie und sah mich an, als wäre ich gerade vom Himmel gefallen. „Das gibt's doch gar nicht!“

Das mit den Visitenkarten lebte mir meine Mutter vor. Eine davon trug ich permanent bei mir, mit der Aufforderung: „Wenn was passiert, übergibst du einfach meine Karte.“

Eines Tages berichtete meine Patentante, die relativ oft Videos guckte, über einen Film, den sie sich angesehen hatte und der sie noch immer beschäftigte. Mich musste das Thema ebenfalls berührt haben, denn ich merkte mir jede Szene, die sie beschrieb, und erzählte sie am nächsten Tag meinen Schulfreundinnen im Werkunterricht. Der unterrichtenden Direktorin fiel auf, dass ich nicht nur den

Unterricht störte, sondern über ein Thema sprach, für das ich ihrer Meinung nach viel zu jung war. „Jasmin“, empörte sie sich. „Was guckst du denn für Filme, Kind?“

„Nee, nee“, antwortete ich, „den hab ich nicht geguckt, den hat mir meine Tante erzählt.“

Keine Ahnung, ob sie das anzweifelte oder ob sie die Begeisterung meiner Mitschülerinnen ungehörig fand, denn sie wollte sich bei meiner Mutter über mich beschweren.

„Kein Problem“, sagte ich, griff in das Mäppchen, in dem ich die Visitenkarte meiner Mutter aufbewahrte, reichte sie ihr und sagte: „Hier, bitte. Sie können meine Mutter gerne anrufen. Zwischen dreizehn und vierzehn Uhr ist sie allerdings nicht da.“

Falls ich mir wegen des Anrufs Sorgen gemacht hatte, war das unnötig gewesen. Dank des forschen Handelns hatte ich der Direktorin den Wind aus den Segeln genommen und sie verzichtete auf ein Telefonat.

Ich weiß jetzt nicht, wie ich dieses Kapitel zu einem guten Schluss bringen kann, es handelt ja schließlich von meinem Namen. Das Thema scheint irgendwie verloren gegangen. Obwohl ... Hatte ich erwähnt, dass ich statt Jasmin Boris heißen würde, wäre ich ein Junge geworden? Die Herkunft des Namens ist nicht eindeutig geklärt. Vermutlich leitet er sich vom slawischen Wort Borislaw ab, übersetzt etwa: „Der ruhmreiche Kämpfer“ oder „Der Krieger“.

Wenn meine Eltern sich für Hera, „Die Starke, Mächtige“, entschieden hätten oder für Hilda, was „Die Kämpferin“ heißt, wäre das auch nicht schlecht gewesen. Jasmin, selbst wenn der Name *nur* von einer Pflanze herrührt, gefällt mir eigentlich gut, zumal er – vom Persischen entlehnt und ins Spanische übertragen – „Sinnbild der Liebe“ bedeutet. Und das klingt doch ziemlich vielversprechend.

Schneewittchen und die wilden Pferde

Reiten ist seit Kindertagen meine Leidenschaft, dabei konnte anfangs von einem professionellen Umgang mit den relativ großen Tieren keine Rede sein. Das jeweilige Pferd, auf dem ich reiten durfte, wurde beim Besteigen von einer Person gehalten, und eine andere hievte mich Winzling irgendwie darauf. Das gefiel dem Pferd meistens nicht und es schnaubte, wurde unruhig und versuchte, mich abzuschütteln, doch ich biss die Zähne zusammen und krallte mich an der Mähne fest. Ich hatte keine Angst, und das war wohl das Geheimnis. Ich war kein zimperliches Mädchen.

Meine Eltern hatten nichts gegen Reiten einzuwenden und meine Mutter fand, dass Verantwortung zu übernehmen und zu lernen, mich durchzusetzen, nicht schaden würde. Außerdem war ich mit Rita unterwegs, einer jungen, verheirateten Frau, die ich durch meine Patentante kennengelernt hatte, und die zehn Kilometer Luftlinie entfernt von uns wohnte. Sie fuhr am Wochenende und in den Ferien in den Odenwald, wo ihr Pferd auf einem Reiterhof eingestellt war, und ich durfte mit.

Trotz Müdigkeit, trotz alternativer Freizeitmöglichkeiten und trotz meiner Lust, vielleicht lieber faul am Baggersee zu liegen und nichts zu tun, stand ich um sechs Uhr morgens auf, damit mich mein Vater mit dem Auto zu Rita brachte.

Während der Weiterfahrt in ihrem Wagen ging es natürlich um Pferde. Rita war mit Pferden aufgewachsen, ihr Bruder arbeitete als Reitlehrer und sie hatte eine Menge Geschichten zu erzählen. Außerdem wollte ich so vieles wissen: Was sind die natürlichen Instinkte? Wie lebt ein Pferd in freier Natur? Wie unterhalten sich diese Tiere untereinander? Was muss ich tun, damit das Pferd versteht, was ich von ihm will?

Der Besitzer des Reitstalls, ein kleiner, dicker, älterer Mann namens Karl, freute sich jedes Mal, mich zu sehen: „Ey, da kimmt ja mei Schneewittsche“, rief er aus, wenn er mich – blauäugig und mit langen, dunklen Haaren – entdeckte. Er deutete mit seinem Stock, den er stets bei sich trug, in eine bestimmte Richtung, und wies einen der Helfer an, mir ein Pferd zu

bringen. „Gä, hol mal den Gaul dort, den Irre da. Das Schneewittsche setzt sich do jetzt druff.“

Ich ritt fast jedes Pferd, das gerade zur Verfügung stand, und Rita unterrichtete mich. Was ich noch nicht beherrschte, führte ich instinktiv aus, ging in heiklen Situationen mit den Bewegungen des Pferdes mit, und konnte auch gleich wieder fest in den Sattel balancieren.

Unter all den Pferden gab es ein Lieblingspferd: Obelix. Ein weißes Reitpony mit Stoppelmähne. Stoppelmähne deshalb, weil es wegen Pilzbefalls geschoren worden war, und die Haare gerade erst dabei waren, nachzuwachsen. Ich sparte längst für ein eigenes Pferd und eines Tages fragte ich den Besitzer, wie viel er für Obelix haben wolle.

Er überlegte einen Moment und nannte dann eine für meine Ohren astronomische Summe.

Ich nickte nur, brachte plötzlich kein Wort mehr heraus, obwohl ich ein aufgewecktes Mädchen war und von morgens bis abends plappern konnte.

Später ging ich noch einmal zu Obelix in den Stall. Er wirkte erschöpft, fast traurig. Wie gerne hätte ich ihn mitgenommen. Vielleicht wurde mir in diesem Moment bewusst, was ich längst ahnte: dass die Pferde auf dem Hof nicht tiergerecht gehalten wurden. Bewegung, Sozialkontakte zu Artgenossen und Beschäftigung spielten eine untergeordnete Rolle. Karl war Pferdehändler und kaufte Tiere, die getötet werden sollten, preiswert vom Schlachter. Sie landeten in seinem *unteren* Betrieb, in dem sich Leute beliebig gegen

Honorar ein Pferd ausleihen konnten, um auszureiten oder Cowboy zu spielen. Diese Tiere litten unter Verspannungen und waren entgegen den Einstellpferden des oberen Betriebs, die von ihren Besitzern betreut wurden, enormen psychischen Belastungen ausgesetzt.

Als kleines Mädchen konnte ich es noch nicht so klar benennen, doch sagte mir mein Herz: „Mensch, Mine, du musst was tun!“

Ab sofort reduzierte ich die sporadischen Zahlungen auf mein Sparkonto und mietete von dem einbehaltenen Geld stundenweise mein Lieblingspferd. Nicht, um es zu reiten, sondern um ihm Zeit zum Ausruhen in einer Box zu gönnen. Und während es sich genüsslich von

mir massieren ließ und dabei zufrieden schnaubte, malte ich mir aus, wie ich mich nachts heimlich auf den Reiterhof schleiche, Obelix befreie und mit ihm unter einem sternenklaren Himmel auf und davon galoppiere.

Zwei Papas

Serben sind stolz und temperamentvoll, gelten als kinderlieb und gesellig, so sagt man. Ich weiß nicht, ob es diese Eigenschaften waren, die meine Mutter an meinem Vater mochte, sicher zählten noch weitere dazu. Doch es funktionierte nicht. Die Ehe bekam früh Risse und irgendwann spürte ich, dass unser ganzes Leben auf den Kopf gestellt wurde. Die Streitereien häuften sich und eines Tages trennte sich meine Mutter in einer Nacht- und Nebelaktion von meinem Vater.

So eine Trennung ist eine Krise für alle Beteiligten, da kann ein Elternteil hundert Mal einem Kind erklären, dass zwar die Beziehung zwischen Papa und Mama in

die Brüche gegangen ist, nicht aber die Zuneigung der Eltern zu ihrem Kind. Es klang gut für mich kleines Mädchen, dass die Familie bestehen bliebe und sich lediglich verwandeln würde. Doch selbst die Tatsache, dass mein Vater alle zwei Wochen ein Besuchsrecht hatte, entwickelte sich schwierig. Immer wenn ich bei Papa gewesen war, in seiner serbischen Welt der Gelassenheit und Lebensfreude, häuften sich bei mir die Schwierigkeiten, mit dem strukturierten Kosmos meiner Mutter zuretzukommen und wir zankten uns.

Irgendwann sagte ich – und ich sagte es aus einer inneren Verzweiflung heraus: „Ich will nicht mehr zum Papa!“

Um das durchzuziehen, musste ich bei einem Psychiater vorsprechen, der prüfte, ob dieser kindliche Wunsch von mir ge-

äußert wurde oder ob meine Mutter ihn initiiert hatte. Danach kam die Sache vor Gericht, und während mein Vater draußen, vor dem Verhandlungszimmer, wartete, sagte ich vor dem Familienrichter aus.

Nach Ende der Verhandlung seufzte ich aus tiefstem Herzen. Die Vorstellung, dass Papa jetzt traurig war, gefiel mir nicht. Doch ich ließ keine traurigen Gedanken an mich heran und hakte die Angelegenheit ab, des lieben Friedens willen.

Es wurde ein richterliches Besuchsverbot ausgesprochen und ich sah meinen Vater viele Jahre lang nicht. Erst als ich mitten in der Pubertät steckte, mit etwa vierzehn Jahren, sorgte meine Mutter für eine erneute Begegnung. Sie sagte: „Es ist schwierig mit ihm, aber er ist dein Vater.“

Ich war froh darüber, denn mein Vater ist ein wertvoller Mensch, zu dem ich seitdem regelmäßigen Kontakt pflege. Was heißt schon: „Er ist egoistisch“? Was bedeutet es letztendlich, dass er immer „schrecklich unpünktlich“ ist? Er gehört zu meinem Leben und ich habe ihn lieb auf meine ganz eigene Art.

In unserem Familienleben lief sowieso einiges anders als allgemein üblich. Es gab längst einen zweiten Papa für mich. Ich lernte ihn zu einer Zeit kennen, als wir noch in einem Mehrfamilienhaus lebten. Er hatte die Wohnung gegenüber gemietet, die nach dem Tod der Vermieterin – einer lieben, alten Dame, die ich regelmäßig besuchte und die wie eine Oma zu mir gewesen war – leer gestanden hatte. Nun bewohnte Herr Heuer die Räume, ein großer, blonder Mann, mit

zwar wenigen, doch sehr hübschen Haaren. Er fuhr einen schwarzen Porsche, für mich lediglich ein „Sportauto“. Den Wagen fand ich toll und die satten Geräusche des PS-starken Motors verursachten eine Gänsehaut bei mir. Abends wartete ich am Hofeingang auf den neuen, freundlichen Mieter, lässig an mein Fahrrad gelehnt, das noch Stützräder hatte. Und wenn Herr Heuer mit seinem *schicken Schlitten* langsam Kurs auf die Parkplätze nahm, radelte ich hinterher.

Bald lud mich der neue Nachbar ein, bis zu den Parkplätzen in seinem Auto mitzufahren. Meiner Mutter war das voll peinlich. Keine Ahnung, was sie zu Herrn Heuer sagte, um sich bei ihm zu entschuldigen, doch einige Monate später trugen beide einen Ehering.

Dieter, oder besser gesagt: Sir Henry!, war ein gut aussehender, sympathischer Mann aus Bremen, Gentleman alter Schule, der bei Verabredungen auf die Minute pünktlich erschien und mit Egoismus nichts am Hut hatte, ganz im Gegenteil. Nicht nur meine Mutter, auch ich nahm seinen Namen an. Das war möglich, weil bei meiner Mutter das alleinige Sorgerecht lag und mein leiblicher Vater sich einverstanden erklärte.

Damit könnte die Geschichte ein gutes Ende gefunden haben, das hat sie aber nur bedingt. Ich greife jetzt vor, denn meine Mutter und mein zweiter Papa sind längst wieder getrennt. Sie fanden keine magische Formel für ein Eheversprechen, *bis dass der Tod euch scheidet*. Doch sie schafften es, gute Freunde zu

sein, und leben weiterhin gemeinsam in einem Haus.

Ich war noch sehr jung, als ich nach diesem Erlebnis beschloss: „Ich werde nur einmal heiraten!“ Ich wollte eine Liebe für immer und ewig.

Meine Mutter amüsierte sich: „Nein, Mine, so wie ich dich kenne, wirst du mindestens fünf Mal heiraten.“

Doch ich wusste: Ich würde dem Mann fürs Leben eines Tages gegenüberstehen, seinen Augen begegnen und zu mir sagen: „Er ist es!“

Sheila, mein Wald- und Wiesenpferd

Etwa zu der Zeit, als ich wieder in Kontakt zu meinem leiblichen Vater stand – mit vierzehn Jahren –, hatte ich endlich genug Geld für ein eigenes Pferd gespart. Bei unserem nächsten Treffen sprach ich mit Rita darüber: „Du“, sagte ich, „ich möchte mir jetzt gerne ein Pferd kaufen. Kannst du nicht mal in die Zeitung gucken oder dich umhören? Du kennst dich doch mit Pferden aus!“

Rita versprach es und kurz darauf hatte sie einige Verkäufer ausfindig gemacht, die wir der Reihe nach besuchten.

Einer der Reitplätze war von einem Gitterzaun umgeben, ganz furchtbar, ich fühlte mich wie auf einem Basketball-

platz. Das zum Verkauf stehende Pferd gab sich störrisch. Ich bekam es einfach nicht in Galopp, selbst wenn ich versuchte, ein dynamisches Gleichgewicht zu schaffen und das Pferd mal mehr, mal weniger unter Spannung zu halten.

Der Besitzer schaute sich das eine Weile an, dann schüttelte er den Kopf: „Mädchen, du kannst nicht richtig reiten!“

Bevor ich protestieren konnte, mischte sich Rita ein: „Na, dann reiten Sie doch mal und zeigen der Kleinen, wie es geht!“ Ihr Lächeln war entwaffnend und der Mann setzte sich, nachdem ich ihm die Zügel in die Hand gedrückt hatte, ohne zu murren auf das arme Tier.

Ich fand den Kerl ganz schön großkotzig, wie er seine vermeintlichen Reitkünste vor uns zur Schau stellen wollte. Gleich beim Angaloppieren, das er mir ja

zeigen wollte, schmiss das Pferd ihn ab und er fiel gegen den Zaun, fast so wie ein Regentropfen, der an einer Glasscheibe abperlt.

Rita warf mir einen triumphierenden Blick zu: „Guck, so macht man das!“

Wir hatten gut lachen, der Mann schien nicht weiter verletzt, nur die Sprache hatte es ihm verschlagen.

Die nächste Besichtigung sollte bei einer Pferdehändlerin sein. Den Tipp hatten wir von Karl, auf dessen Hof wir regelmäßig ritten. Rita feixte, während wir an einem Freitagabend mit ihrem Auto durch fremde Straßen fuhren und nach der Adresse suchten. Es war eine reine Wohngegend. Wo, bitte schön, sollten hier Pferde stehen?

Kurz vorm Waldrand wurden wir fündig. Wir klingelten, eine Frau mittleren

Alters öffnete die Tür. Ja, ja, wir seien schon richtig!

Sie führte uns zu einer Holzgarage, öffnete das Tor, und dahinter tat sich ein riesiger Raum auf. Sie schaltete die Beleuchtung ein und dann erkannten wir unzählige Boxen. Eine total schöne Stimmung. Es war mollig warm und roch nach Pferden und Heu.

Die meisten Tiere ließen sich von unserem Besuch nicht weiter stören, nur eines schob den Kopf vorsichtig nach vorne. Es guckte, wieherte, schnaubte leise.

„Das ist mein Pferd!“, rief ich aus und deutete auf die weiße Stute. Ausgerechnet weiß, obwohl ich eigentlich keinen Schimmel wollte.

„Moment, nun mal langsam“, versuchte Rita meine Begeisterung zu bremsen.

„Hol es erst mal raus und guck es dir genauer an.“

Die Besitzerin fand das auch. Sie nahm das Tier am Halfter und führte es in die stockdunkle Nacht hinaus.

Ich weiß nicht mehr, was die Frau uns während des Spaziergangs erzählte. Ich hörte nur mit halbem Ohr hin. Ich war hibbelig, fand die Stute ganz toll, und wollte sie in jedem Fall haben.

Beim Abschied beschwor ich die Händlerin: „Ich nehme das Pferd. Bitte verkaufen Sie es nicht. Ich komme am nächsten Wochenende noch einmal vorbei.“ Ich musste mich um eine Unterbringung kümmern, das Geld von der Bank holen und mit meinen Eltern reden.

„Ja, wie ...?“, sagte meine Mutter, als ich von Sheila, meinem Pferd, erzählte.

„Du hast gesagt, wenn ich ein Pferd haben will, muss ich arbeiten und Geld verdienen. Das habe ich getan.“ Ich stellte das gleich mal klar, bevor sie mir alle Nachteile aufzählen konnte, die ein eigenes Pferd womöglich mit sich brachte.

Meine Mutter schaute mich erstaunt an, gab sich dann aber geschlagen. „Ja, das stimmt, das habe ich gesagt! Aber darüber reden wir noch mal.“

Während ich nach der Schule alles Nötige organisierte, rief ich mehrmals bei der Händlerin an, um sie daran zu erinnern, das Pferd keinesfalls wegzugeben. Nach dem dritten Anruf sagte sie: „Ja, ja, ist schon gut. Du musst nicht jeden Tag anrufen.“ Ich konnte es trotzdem nicht lassen, und meldete mich telefonisch in regelmäßigen Abständen bei ihr.

Bereits vor dem ersehnten Wochenende hatte ich eine Unterkunft für mein Pferd gefunden, das Finanzielle geklärt und meine Eltern von dem Kauf überzeugt. Sie fuhren mit mir zur Händlerin und ich ritt in deren Begleitung mit Sheila aus. Danach sagte die Frau zu, die Stute zum Reitstall zu bringen, und wir machten den Deal perfekt. Sheila war angeblich vierzehn Jahre alt und ich kaufte sie ohne Papiere.

Meine Eltern, also meine Mutter und mein zweiter Papa, zeigten Verständnis für meine Leidenschaft. Vielleicht amüsierten sie sich auch, verbunden mit einem gewissen Stolz. Schließlich hatte ich viele Jahre lang an dem Traum einer Pferdebesitzerin festgehalten und einiges dafür getan. Ich hatte so viel gespart, dass sogar noch Geld für einen Sattel und ei-

nige Monatsmieten für den Stall übrig blieb.

Ich war froh, dass Sheila als vierbeiniges Familienmitglied akzeptiert wurde. Meine Mutter hatte früher selbst geritten, und auch mein leiblicher Papa galt als passabler Reiter. Ich erinnere mich an einen Kunden meiner Mutter in Tunesien, der zahlreiche Araber-Pferde besaß und den wir besuchten. Ich saß ganz vorne, meine Mutter hinter mir, und ich hielt mich an der Mähne des Pferdes fest, während wir alle gemeinsam durch die Sahara ritten. Angstfrei war ich, doch wie ich mich als Reiterin machen würde, stand noch in den Sternen. Sheila als Wald- und Wiesenpferd gab sich eigenwillig. Was ich wollte, wollte sie noch lange nicht. Um ihr Verhalten besser zu

verstehen, meldete ich uns für einen dreitägigen Tellington-Kurs an.

Die Tellington-Methode ist nichts für Theoretiker, denn für jedes konkrete Problem wird eine konkrete Lösung gefunden! Das Pferd wird dabei als Partner des Vertrauens angesehen, als Individuum. Besonders bei schwierigen Pferden ist diese Vorgehensweise erfolgreich, weil sie den Widerstand des Pferdes respektiert, der meist auf Stress, Angst oder Überforderung beruht. Das Pferd geht in jedem Fall mit mehr Selbstbewusstsein aus dem Kurs, keinesfalls eingeschüchtert oder gar verängstigt.

Das war ganz in meinem Sinne, denn mein Bauchgefühl sagte mir: Mit dem „normalen“ Reiten ist etwas falsch. Damit meinte ich die englische Reitweise. Mich störte der stetige Kontakt über Zügel mit

dem Pferdemaul. Pferde haben von Natur aus keinen Schmerzlaut. Daher muss der Reiter Verantwortung für sein Pferd übernehmen. Ich wollte Sheila als Partnerin sehen und nicht einfach über sie bestimmen.

Ich war die Jüngste im Kurs. Obwohl ich weniger Erfahrung als die anderen Teilnehmer hatte, klappten die meisten Übungen ganz gut: über Wippen laufen, durch Vorhänge hindurchgehen, sodass das Pferd freiwillig folgt, verschiedene Bodenarbeiten ... Doch plötzlich klebte meine Stute förmlich an einem Wallach. Die Besitzerin sah keinen anderen Ausweg, als ihr Pferd zurück in den Stall zu bringen. Da rastete meine Stute aus und galoppierte hinterher. Sheila sah nur dieses Pferd und hatte mich völlig vergessen. Ich hing verzweifelt an dem Strick,

mit dem ich sie hielt, und dachte nicht daran, loszulassen.

Die Kursteilnehmer schrien: „Mine, lass los ...!“ Doch wie bei fast allem im Leben, hielt ich weiter stur daran fest. Erst als die Schmerzen an Handgelenken, Oberschenkeln und Knien unerträglich wurden und ich schließlich auf den Kopf knallte, hörte ich auf, das Seil mit beiden Händen zu umklammern.

„Ist alles bei dir okay?“, fragte der Kursleiter betroffen und musterte mich.

Ich hatte Tränen in den Augen und nickte stumm.

„Aber warum hast du denn nicht losgelassen?“

„Ich konnte nicht loslassen“, schluchzte ich. „Ich konnte es einfach nicht.“

„Okay“, sagte er mit Blick auf Sheila, „ich geh jetzt noch mal mit ihr üben!“ Er

holte meine Stute zurück, trainierte alleine mit ihr und machte dem Pferd klar:
„So nicht!“

Literatur- und Quellenverzeichnis

Bei der Erklärung der Tellington-Methode hat mir die Internetseite von Stephanie Hornung geholfen: <http://www.stephanie-hornung.de/7-0-tellington-methode.html>

Der Satz: Ausgebildete Entspannungspädagogen fühlen sich ... stammt aus: <https://www.akademie-gesundes-leben.de/aus-und-weiterbildung/entspannung-fitness/seminar/entspannungspaedagogein/>

Nähere Informationen zu Ayurveda: <https://www.zentrum-der-gesundheit.de/ayurveda-tipps-ia.html>

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com